Das Palmenhaus (Leseprobe)

1

Arme Städte sind am barmherzigsten mit den Armen. Arme Städte haben keinen Reichtum, den sie vorzeigen können, so dass die Armen erst gar nicht begreifen, wie kläglich sie ihr Dasein fristen. Das Elend macht sie alle gleich. Reiche Städte hingegen sind gnadenlos mit den Armen. Reiche Städte bieten den Wohlhabenden die Möglichkeit, den Luxus und Überfluss zur Schau zu stellen, den sich die anderen nicht leisten können. In diesen Städten hört man oft ein „Bei uns“ und ein „Bei euch“. Und Menschen wie ich, die nicht an diesem Überfluss teilhaben, die frieren und nichts besitzen, bekommen diese Herzlosigkeit noch viel deutlicher zu spüren.

Für mich ist Wien eine gnadenlose Stadt. Die Einsamkeit hier macht frieren. Die Seele stirbt einen kalten Tod. Ich fühle, wie sich ein tiefer Riss durch meine Tage und Nächte, durch meinen Körper und meinen Verstand zieht, und ein Sprung, den selbst das Vergessen nicht zu kitten vermag, lässt meine Erinnerungen weit auseinander klaffen.

Da bin ich jetzt in dieser herausgeputzten, sanftmütigen, historischen Stadt, in der Menschen wie ich erbarmungslos an den Rand gedrängt werden. Ich frage nicht mehr einfältig „Warum?“ und „Was wäre, wenn?“, doch ich frage mich oft, wie ich diesem Dilemma entrinnen, wie ich aus diesem Spiel mit möglichst wenig Verlust aussteigen und vor allem wie ich überleben kann. Ich bin jetzt hier, hier in Wien.

Gestern, Samstagnacht, bin ich wach geblieben und habe in einem Buch über deutsche Grammatik geblättert. Trotz der vielen zerschlissenen Wolldecken über der dünnen Bettdecke habe ich in meinem Bett nicht einschlafen können, das mich an einen pharaonischen Sarkophag erinnert. Es steht da in der Mitte dieses kahlen schmalen Zimmers, das mit seinen hohen Wänden ein wenig wie ein verfallener Tempel wirkt. An den Wänden sind schon mindestens fünf verschiedene Tapeten übereinander geklebt worden, und ich habe mir mit einer weiteren schließlich eine Aussicht verschafft, die ein bisschen Wärme ausstrahlt. Ich wohne im letzten Stock eines alten Gebäudes, das zwar den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden hat, aber nicht den Lauf der Zeit. Niemand hat sich jemals die Mühe gemacht, ein kaputtes Fenster zu reparieren oder eine zerbrochene Steinfliese auf dem Boden auszuwechseln. Die Einheimischen bewohnen in solchen alten Häusern nicht gern die oberen Stockwerke. Es gibt keinen Aufzug, die Stiegenhäuser sind dunkel, die Treppen schmal, die Mauern kalt und feucht. Meistens wohnen da alte Menschen mit kleinen Renten, Ausländer oder verarmte Österreicher, für besser Gestellte ein weiterer Grund wegzuziehen.

Die Einrichtung meiner Wohnung ist eine seltsam bunte Mischung. Man könnte meinen, man sei auf dem Flohmarkt. Kein Möbelstück passt zum anderen: der dunkelbraune Schrank mit zwei Türen, von denen die eine nicht auf- und die andere nicht zugeht, daneben ein moderner, aus Stahlrohr gefertigter Stuhl und ein zweiter aus Plastik, wobei der erste aus einem Krankenhaus und der zweite aus einer billigen Imbissbude stammen könnte, ein Sofa, schwarzweiß gestreift wie ein Zebra, und ein anderes in grellrotem Leder, dann noch ein wackeliger Tisch, die weiß furnierte Tischplatte zerkratzt und mit den Brandlöchern ausgedrückter Zigaretten übersät, ein Anblick, der mich an das Gefängnis erinnert, und schließlich auf dem Boden ein billiger dunkelroter Plastikbelag, der auch schon bessere Tage gesehen hat. Über die Küche und das winzige Schlafzimmer will ich gar nicht reden. Das Bett beginnt bei der kleinsten Berührung zu quietschen. Die Wohnung könnte ein heruntergekommenes Museum sein, wären da nicht meine Tapeten, durch die ich mich an einen anderen Ort versetzen kann, einen Ort, den ich liebe.

Es ist Ende Dezember und sehr kalt. Das Heizöl, das ich mit meinem letzten Geld gekauft habe, hat nur bis Freitagabend gereicht. Am nächsten Tag war es in der Wohnung noch lauwarm, dann

hat es auf sieben Grad abgekühlt. Ich kann nicht einschlafen, und es fühlt sich an, als würden meine Zehen und Finger auf dem eiskalten Gehsteig im Freien liegen. Diese verdammten zerbrochenen Glasscheiben in der Tür und im Schlafzimmerfenster machen mich noch wahnsinnig. Ich habe schon mehrmals versucht, die Löcher mit Karton abzudecken, doch der Wind reißt ihn immer wieder heraus. Durch den Windzug flattert der Karton hin und her wie ein ängstlicher Vogel. Kälte, Wind und dieses Hin- und Hergeflatter machen die Nächte noch schlimmer. Mit lauter Stimme verfluche ich Frau Olga, die Eigentümerin der Wohnung, und wünsche ihr nur eine einzige Nacht in diesem Schreckenskabinett.

Frau Olgas Leben begann erst nach dem Tod ihres Mannes so richtig, als sie anfing, alte Möbel aus Verlassenschaften gratis oder sehr günstig zu übernehmen und wieder zu verkaufen. Nach kurzer Zeit kam sie auf die Idee, leer stehende Wohnungen in alten, schäbigen Gebäuden billig zu kaufen und geförderte Kredite für die Sanierung aufzunehmen. Diese Wohnungen richtet sie mit ihren alten Möbeln ein und vermietet sie dann möbliert an Ausländer wie mich und Menschen mit wenig Geld wie mich. Pünktlich am Ersten jeden Monats erscheint Frau Olga in der Wohnung, um die Miete zu kassieren. Es ist ihr egal, um welchen Wochentag es sich handelt. Selbst an Samstagen, Sonntagen oder Feiertagen hetzt sie die fünf Stockwerke herauf, kommt völlig außer Atem oben an, ist freundlich und nett, bis sie das Geld für die Miete bekommen hat, um dann sofort wieder wie eine Taube wegzufliegen. Ich weiß, dass sie an ihren vielen Wohnungen sehr gut verdient und natürlich auch an den Bankkrediten, gibt sie ja keinen Groschen davon für die Renovierung dieser Ruinen aus. Sie verlässt sich auf meine Geduld und verspricht mir jedes Mal, die kaputten Dinge in der Wohnung herrichten zu lassen, ruft sogar vor meinen Augen irgendjemanden an, um so zu tun, als ob, und natürlich passiert dann nie etwas. Bei jeder Begegnung muss ich meine Bitten wiederholen, und sie wiederholt ihre Versprechungen. Dieses Ritual ist fester Bestandteil unserer Begrüßung und Verabschiedung geworden.

Diese elende Kälte! Ich habe fast mein ganzes Leben an Orten zugebracht, an denen die Sonne alles überstrahlt und damit sogar übertreibt, indem sie kaum einmal verschwindet und selbst nachts noch ein Hauch von ihr zu spüren ist. Diese elende Kälte erdrückt mich.

Mein einziger Trost ist *H*akiema. Sie atmet ruhig in meinen Armen, und ihre zärtliche Wärme ersetzt den Verlust ein wenig. Beim Schlafen liegt sie immer ausgestreckt auf meiner Brust, den Kopf direkt unter meinem Kinn.

.. ..
.. ..

.. ..
.. ..

Eine Frau steigt ein. Ein freundliches Gesicht mit einem Lächeln. Sie setzt sich hinter mich. Ich kann ihr Parfum riechen. Es kommt mir vertraut vor. Ich versuche, aus den Augenwinkeln einen Blick auf sie zu erhaschen. Aber es gelingt mir nicht, weil sie genau hinter mir sitzt. Ich schließe die Augen, um dem Duft dieses Parfums in meiner Erinnerung nachzuspüren. Langsam sinke ich in eine Art Halbschlaf.
Jetzt nehme ich den Duft ganz deutlich wahr, und plötzlich erinnere ich mich wieder an den Ort, an dem ich dieses Parfum zum ersten Mal gerochen habe. Es duftet nach den Zöpfen meiner Mutter. Ihr Haar hatte diesen warmen Geruch, der mir das Gefühl von Sicherheit gab. Wie oft habe ich das Parfum eingeatmet, als ich ganz nah bei ihr einschlief und in meinen Träumen versank! Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich bin, und will es auch gar nicht wissen. Ich möchte nicht aufwachen. Mit diesem Duft tauche ich ab.

© Tarek Eltayeb

Ich bin ein Säugling und mit meiner Mutter in einer Kamelsänfte. Wir bewegen uns in einer langen Karawane, und es ist, als ob wir auswandern würden. Jede Meile, die wir uns in Richtung Norden bewegen, werde ich ein ganzes Stück älter, und das in kürzester Zeit. Ich spüre, wie es immer kälter wird. In der Abenddämmerung macht die Karawane an einem Ort Halt, der einer Oase gleicht. Meine Mutter lässt mich auf den Boden hinunter, und ich fange an zu laufen.
In nur wenigen Augenblicken zum Knaben geworden, sitze ich da auf dem Boden und spiele unter einer Palme, von der reife Datteln herabgefallen sind. Ich stecke mir ein paar in den Mund und muss feststellen, dass sie sehr unterschiedlich schmecken, eine süß, die andere bitter, die dritte hat überhaupt keinen Geschmack. Ich betrachte die Kerne, schaue an der Palme hinauf und beginne zu singen:

„Yaa nakhla, duurie, duurie,
irmielie tamr w-nuurie,
ikhfienie mil-khufaashi,
khaddaam abuu r-rashaashi,
liss il-ma^{c}uun wi-n-naasi,
il-wiswaasi l-khannaasi,
yaa nakhla, duurie, duurie,
irmielie tamr w-nuurie.“[1]

Ich laufe so lange im Kreis um die Palme, bis mir schwindelig wird, dann lege ich mich hin und schlafe ein. Als ich wieder aufwache, ist niemand mehr da. Ich bin jetzt ein junger Mann. Die Karawane entschwindet am Horizont, meine Mutter hat mich vergessen. Plötzlich fühle ich mich fremd an diesem Ort. Als ich nach meiner Mutter rufe, antworten mir Stimmen in einer fremden Sprache.

.. ..
.. ..

.. ..
.. ..

In Sheikh El-Fakis Khalwa[2] mussten wir auch jeden Tag unsere Schiefertafeln mit abgestandenem Wasser aus einem rostigen Blechkübel reinigen. An meinem ersten Tag dort wollte ich mich nach dem Unterricht nützlich machen. Also nahm ich den Kübel mit dem schmutzigen Wasser und leerte ihn vor der Khalwa aus. Sheikh El-Faki tobte und schimpfte. Ich verstand nicht, was ich falsch gemacht hatte. Er schrie Dinge wie „Gottes Worte, Gottes Buchstaben, Gottes Wasser, der linkshändige Teufel *H*amza, Gott verfluche ihn“. Als ich erschrocken nach Hause lief, verfolgte er mich wie ein wild gewordener Stier. Das war mein erster Tag in der Khalwa.
Am darauf folgenden Tag ging ich nicht zur Khalwa. Ich stellte mich vor meinem Vater krank und erzählte meiner Mutter, was geschehen war. Sie hatte Mitleid mit mir. Am Abend kam wie üblich Sheikh El-Faki vorbei, um sein „Opfer“ zu sehen und meinem Vater von meiner Übeltat zu berichten. Sogleich begann mein Vater mich zu beschimpfen und verfluchte mich und den Teufel, als ob ich und der Teufel Freunde wären. Meine Mutter kam und starrte Sheikh El-Faki so lange an, bis er das Thema wechselte und auf seine Heldentaten zu sprechen kam, die mein Vater so gern hörte. Sie begannen in einer eigenartigen Mischung aus Hüsteln und Zischen zu lachen, während sie auf dem Gebetsfell saßen und stark gesüßten Tee tranken. Ich aber wusste noch immer nicht, was ich eigentlich verbrochen hatte.

Am nächsten Tag ging ich wieder zur Khalwa. Nach dem Unterricht befahl uns Sheikh El-Faki, das Wasser aus dem Kübel zu trinken, das heilige Wasser, da wir ja Gottes Suren darin aufgelöst hatten. Ich war der Einzige, der sich weigerte. Wieder begann er, mit seinem

© Tarek Eltayeb

Rohrstock auf meinen Kopf und meinen Körper einzuschlagen. Er schien zu befürchten, dass meine Weigerung bei den anderen eine Rebellion auslösen könnte. Die standen einen Moment bewegungslos da und begannen dann zu trinken, während er mich mit aller Kraft verprügelte. Trotzdem trank ich nichts von dem heiligen Wasser.
Und wieder berichtete Sheikh El-Faki meinem Vater auf seiner abendlichen Runde durch das Dorf davon, bei der er dafür sorgte, dass die Väter ihre Kinder vor dem Einschlafen noch einmal tüchtig bestraften. Mein Vater sprang auf und begann mich auf seine theatralische Art zu beschimpfen: „Du vertrottelter, blöder Holzkopf! Du trinkst das Wasser Gottes nicht? Bei Gott, du Sohn des Teufels!"
Da ertönte die Stimme meiner Mutter aus dem Haus: „Gottes Worte befinden sich nicht in einem Kübel, Sheikh El-Faki. Gottes Worte sind in Büchern und in Köpfen. Sie sollen in den Kopf, nicht in den Bauch."
Leise antwortete mein Vater in geheimem Einverständnis mit dem Sheikh: „Weibergerede. Es fehlt ihnen an Vernunft und an Religion."
Ich freute mich über die Unterstützung meiner Mutter. Vom nächsten Tag an befahl er den anderen immer erst dann zu trinken, wenn er mich mit irgendeinem Auftrag weggeschickt oder mir den Rücken zugewandt hatte. Nur Ilyaas Wadd Fara*h* beeilte sich, unserem „Herrn" zu melden, dass *H*amza das Wasser Gottes nicht getrunken hatte. Sheikh El-Faki verfluchte mich mit den Worten: „Gott verfluche *H*amza und seinen Teufel, verfluche diesen dummen Linkshändigen, der die Hölle durch das größte Tor betreten wird!"
Dann wurde Ilyaas mit dem Rohrstock verprügelt. Der Arme verriet mich seit jenem Tag nie wieder. Trotz allem bewahrte ich Ilyaas vor den Schlägen meines besten Freundes, Uthmaan *D*arab *S*idru, der ihm am Abend auflauerte, um für mich Rache zu nehmen, weil Ilyaas immer auf der Seite unseres „Herrn" war und uns verpetzte, obwohl er so schlecht im Auswendiglernen und Schreiben war.
Uthmaan *D*arab *S*idru[3] wurde wegen seiner Tapferkeit so genannt. Seine Mutter erzählte, dass er sich wie ein Gorilla heftig an die Brust schlug, wenn er wütend war. Als er größer wurde, machte er das, wenn er mit jemandem kämpfen wollte. Wir hatten uns alle vor ihm gefürchtet, doch er war mein Freund geworden. Ich hatte oft gesehen, wie ihn sein Vater schwer verprügelte, als ob er sein Feind wäre. Dieser Mann zeugte mit seiner bedauernswerten Frau, die in ihrer Jugend die größte und stärkste Frau im Dorf gewesen war, jedes Jahr ein Kind. Während sie von den vielen Geburten schrecklich ausgezehrt war, verwies er ständig stolz wie ein Pfau auf seine acht Kinder. Er ging immer mit blitzsauberem Gewand und einem sorgfältig gebundenen Turban durch die Straßen, und jemand, der ihn nicht kannte, hätte niemals vermutet, dass er in einem ganz armseligen Haus lebte. Lange war ich sehr traurig, als Uthmaan nicht mehr zur Khalwa kam und nicht mehr mit uns spielte. Er war sehr abgemagert, und irgendetwas stimmte mit seiner Niere und seiner Blase nicht. Er hatte beim Harnlassen immer Schmerzen und Blut im Urin. Der Arme musste vieles wehrlos über sich ergehen lassen, etwa Behandlungen mit dem Brenneisen, Einreibungen mit gesegneten Ölen oder endlose Gebete. Arzt gab es keinen.
Uthmaan starb mit acht oder neun Jahren, nachdem er aus dutzenden Eimern Gottes getrunken hatte. Er war ein hübscher Junge gewesen, in den Gesichtszügen seinem Vater, von der Statur her seiner Mutter sehr ähnlich. Sein Vater hatte ihn oft grundlos geschlagen und dadurch seine Schönheit zerstört. Uthmaans Gesicht hatte mit der Zeit sein Strahlen verloren, dafür hatten sich immer häufiger Wunden, Striemen und Narben darin gezeigt.

Ich erinnere mich an all das, während ich *H*akiema dabei zusehe, wie sie ihre linke Pfote benützt, um sich die Semmel zu angeln und damit zu spielen.
In meinem Kopf wirbeln diese Begebnisse, die Schauergeschichten und überkommenen Traditionen wild durcheinander, durch die mir ein Makel aufgedrückt, meine Linkshändigkeit zu etwas Entstellendem gemacht worden ist und meine linke Hand zu der des Teufels.

---

1 O Palme, dreh dich, dreh dich, wirf mir Datteln und Blüten herunter; versteck mich vor der Fledermaus, vor dem Diener des Soldaten, vor dem Dieb des Kruges und den Leuten, vor dem feigen Teufel. O Palme, dreh dich …

© Tarek Eltayeb

2 „Khalwa“ bedeutet abgeschiedener Raum, Klause, Zelt und ist im Sudan die Bezeichnung für eine Koranschule für Kinder ab dem dritten Lebensjahr, meistens eine einfache Hütte oder nur ein überdachtes Stück Erde.
3 Uthmaan, der seine Brust schlug.

© Tarek Eltayeb

2

Auf den letzten Stufen der engen Wendeltreppe zum fünften Stock reißt der schwere Papiersack mit meinen Einkäufen. Aus Angst, dass genau das geschehen könnte, was jetzt eingetreten ist, habe ich ihn mit beiden Armen umschlungen. Weil es den ganzen Weg nur genieselt hat, wollte ich den Regenschirm nicht aufspannen. Außerdem war es so einfacher, den schweren Sack einmal in die eine Hand und dann wieder in die andere zu nehmen. Da ich allmählich immer nässer wurde und sich der bis oben hin gefüllte Einkaufssack immer mehr aufweichte, habe ich ihn schließlich mit beiden Armen umschlungen weitergetragen.
Und nun ist der Boden durchgerissen! Ein kurzer Ratsch, gefolgt von Gepolter. Das Brot rollt die Treppe hinunter, die Eier landen auf dem Zucker und dem Tee. Der Joghurtbecher ist aufgeplatzt, und sein Inhalt ergießt sich über das Obst und das Gemüse. Fast wäre auch die Ölflasche zerbrochen. Die kann ich gerade noch mit dem linken Fuß abfangen. Sie landet allerdings mit voller Wucht darauf. Es tut weh, aber wenigstens ist sie ganz geblieben. Dafür zerbirst die Essigflasche in tausend Scherben, und ein säuerlicher Geruch breitet sich aus.
Ich komme mir ziemlich komisch vor, wie ich so dastehe und den federleicht gewordenen Sack noch immer mit beiden Armen umklammere. Ich umarme einen aufgeweichten Papierfetzen! Zornig verfluche ich den Regen, die Wendeltreppe und den Einkaufssack, während ich auf die über den Boden verstreuten Sachen starre.
Ich beginne alles einzusammeln, hebe eins nach dem anderen auf und trage es auf den obersten Treppenabsatz. Mit leichtem Schritt, zwei Stufen auf einmal nehmend, kommt sie mit einem strahlenden Lächeln auf mich zu. In ihrer Hand hält sie eine Dose, die weiter nach unten gerollt sein muss. Es ist eine Dose Katzenfutter. Sie beeilt sich, mir beim Einsammeln der restlichen Sachen zu helfen. Als ich unabsichtlich ihre warme Hand berühre, stoßen ihre silbernen Armreifen aneinander. Völlig unerwartet erfasst mich ein Gefühl der Vertrautheit. Das Klingen der Armreifen weckt in mir die vage Erinnerung an einen fernen Ort. Ich sage zu ihr:
„Danke, vielen Dank."
„Bitte. Haben Sie eine Katze?"
„Ja."
„Wie heißt sie denn?"
„*H*akiema."
„Hakiema? Das klingt schön, aber was bedeutet das?"
„Es bedeutet ‚die Weise'."
„Ist sie denn weiß?"
„Nein. Sie ist nicht weiß, sie ist weise."
„Wie alt ist sie?"
„Ich schätze, so fünf Jahre."
„Ist sie aus dem Tierheim?"
„Nein."
Nach kurzem Zögern sage ich dann: „Das ist eine lange Geschichte."
Ich lade mir so viele Dinge auf die Arme, wie ich nur halten kann, und gehe damit zu meiner Wohnungstür. Die Frau folgt mir mit ein paar meiner Sachen. Vermutlich ist sie auf die Katze neugierig. Als ich die Tür öffne, empfängt mich *H*akiema wie üblich mit einem lang gezogenen Miauen, das ich immer als Begrüßung, andere eher als ein Klagen deuten. Sie – deren Namen ich noch nicht kenne – geht in die Hocke und streichelt *H*akiemas Rücken, die sofort zu schnurren beginnt. Ich finde den Anblick wunderbar und wünschte, ich wäre ein Bildhauer oder Maler, um diesen Moment für immer festhalten zu können. Obwohl ihr Haar sehr sorgfältig frisiert ist, fällt es locker um ihr schönes Gesicht. *H*akiema weiß, wie man Gäste empfängt. Sie streicht um die Beine unseres Gastes und miaut laut, während unsere Besucherin in Verzückung gerät. Ich lasse sie mit der Katze spielen und nehme einen leeren Plastiksack, um zur Treppe zurückzukehren und die restlichen Sachen einzusammeln. Dann gehe ich noch einmal mit Besen und Schaufel auf den Gang und fege die Scherben der zerbrochenen Essigflasche auf. Sie hockt noch immer da, einen Schritt von der offenen Wohnungstür entfernt. Jetzt setzt sie sich auf den Boden, steht dann wieder auf, geht in die Hocke, beugt sich nach unten, kniet sich hin, steht

© Tarek Eltayeb

wieder auf, dreht sich auf einem Bein herum, dann auf beiden. Die Anmut ihrer Bewegungen erinnert an eine Balletttänzerin. *H*akiema umkreist sie einmal von links, dann wieder von rechts. Ich fordere die junge Frau auf einzutreten, und sie folgt etwas schüchtern meiner Einladung. Ihre Augen weiten sich wie die eines erstaunten Kindes. Sie lässt ihren Blick durch das Zimmer gleiten. Ich frage sie in der Höflichkeitsform, die ich in diesem Land gelernt habe: „Wohnen Sie hier?"
„Nein. Mein Bruder wohnt hier mit seiner Frau. Ich besuche sie, um auf ihr Baby aufzupassen."
„Ich glaube, ich sehe Sie hier zum ersten Mal."
„Ich komme regelmäßig seit zwei Jahren jeden Freitag her. Wohnen Sie denn schon lange in diesem Haus?"
„Ja. Seit vier Jahren, zwei Monaten und fünf Tagen."
„Wenn Sie das so genau wissen, sind Sie wohl unglücklich hier?"
„Nein. So kann man das nicht sagen. Es ist nur die Angst vor der Zeit."
„Die Angst vor der Zeit?"
„Ja. Angst vor der trügerischen Zeit. Ich habe viele Zeiten durchlebt, jede hat nur ein paar Monate gedauert. Und nach jeder Phase hat sich mein Leben ohne Vorwarnung völlig verändert."
„Ich verstehe nicht."
„In dieser Stadt bin ich allmählich wie die Leute hier geworden. Aber ich kann der Zeit nicht trauen und muss immer darauf gefasst sein, dass sich meine Lage von einem Augenblick zum anderen in etwas mir Unbekanntes verwandelt. Ich warte auf etwas, das ich nicht kenne, und das macht mir Angst. Ich lebe jetzt nach der Zeit der Menschen in dieser Stadt, einer gefährlichen Zeit. Wissen Sie, ich bin von einem Ort gekommen, in dem man die Zeit wie die Ziegen vor sich hertreibt. Man sagt: ‚Bleib stehen!', und sie bleibt stehen, ‚Geh weiter!', und sie geht weiter. Man treibt sie vor sich her, und beim ersten Baum legt man sich hin, um auszuruhen und auf der Zeit zu schlafen, ohne Uhr und ohne Zeitrechnung. Wenn man wach wird, scheucht man die Zeit von neuem vor sich her bis zu den Häusern, um dort wieder zu schlafen. Hier ist es umgekehrt. Die Zeit ist wie ein Raubtier hinter den Menschen her, läuft jedem nach, zerfleischt den zu Langsamen und frisst den Schwachen auf, kreist über den Menschen wie ein Raubvogel. Hier muss man vor der Zeit herrennen und rennen, bis man zusammenbricht. Ich habe nach der Zeit der Menschen dort gelebt und lebe jetzt nach der Zeit der Menschen hier, ohne eine Wahl gehabt zu haben, ohne zu wissen, was besser ist. Aber ich bin von beiden müde."
„Das klingt spannend."
„Ich mache nur Spaß, das sind nur Hirngespinste."
Ihre Stimme ist so zauberhaft wie ihre Schritte, leicht und klar, mit schönem Klang. Meine Neugierde wächst. Ich höre mit diesem Thema auf, sonst hält sie mich noch für verrückt.
„Möchten Sie einen Tee?"
„Danke, aber ich muss jetzt gehen."
„Ich habe ein sehr gutes Getränk, Karkadé[1] aus dem Sudan. Das wird Ihnen bestimmt schmecken."
„Ich will Ihnen keine Mühe machen."
Die Antwort gefällt mir. Ihre Neugier scheint also nicht geringer zu sein als meine.
„Es dauert nicht lange."
„In Ordnung. Ich koste es gern."

Ich bereite rasch eine Tasse Karkadé für sie zu. Beim ersten Schluck verändert sich ihr Gesichtsausdruck ein wenig. Im Spiegel ihr gegenüber kann ich ihr Erstaunen sehen, während sie das Glas eingehend betrachtet. Weil ich es auch immer so eilig haben muss, Speisen und Getränke anzubieten, die ich gerne mag, und mir einbilden muss, dass die anderen denselben Geschmack haben wie ich! Doch dann sage ich mir, dass es zu einer freundlichen Begrüßung einfach dazugehört, etwas anzubieten. Sie trinkt und behält das Glas in der Hand. Anscheinend findet sie es nach jedem Schluck ein wenig besser, aber ich bin mir nicht sicher. Das Klingen ihrer silbernen Armreifen löst in mir kindliche Freude aus, und ich kann mir nicht erklären, woher das kommt. Jetzt sitzt *H*akiema ruhig auf ihrem Schoß, und irgendwie sieht es so aus, als wollte

© Tarek Eltayeb

sie unseren Gast damit festhalten. Die junge Frau unterbricht das kurze Schweigen: „Ich heiße Sandra. Und wie heißen Sie?“
„*H*amza.“
„Hamsa?“
„Nein, *H*amza.“
„Chamza?“
„*H*amza. *H*a, *h*a, *H*amza.“
Sie lacht und versucht, meinen Namen richtig auszusprechen. Es sieht hübsch aus, wenn sie lacht. Ich kann ihre ebenmäßigen, blendend weißen Zähne hinter den rosigen Lippen sehen. Ihre Haut hat die Farbe von Weizenähren im Spätsommer. Die Farbe ihrer großen Augen lässt sich nicht so genau bestimmen. Auf ihrem Mund bleibt dieses selbstverständliche Lächeln, das mich an das Lächeln auf altägyptischen Darstellungen der Königin Hatschepsut erinnert. Auch in ihren Augen liegt etwas von diesem vergessenen alten Zauber. In stillem Einverständnis unterstützt mich *H*akiema darin, sie zum Bleiben zu bewegen. Lächelnd lässt Sandra ihren Blick über die Wände schweifen.
„Warum lächeln Sie?“
„Ich sehe auf allen Tapeten Bilder von Palmen, sogar an der Decke sind welche. Sie haben nur den Fußboden vergessen.“
Sie lacht mit einer gewissen Anmut und entschuldigt sich sofort für diesen Scherz. Aber ihre Bemerkung gefällt mir, und ich stimme in ihr Lachen ein.
„Lieben Sie Palmen denn so sehr?“
„Als ich hier einzog, war die Wohnung leer, von den Wänden bröckelte der Verputz, und es gab Tapeten, die mich sehr irritierten. Ein Blick genügte, um einen Schnupfen oder eine Verkühlung zu bekommen: mit Schnee bedeckte Berge. Sogar der Himmel darauf war fast weiß. Und wie Sie selbst spüren können, hat es in der Wohnung eine Temperatur wie in einem Kühlschrank. Noch mehr Kälte war nicht auszuhalten. Auf einem meiner Samstagsstreifzüge durch den Flohmarkt habe ich diese Tapete gefunden. Sie war nicht teuer, und ich habe alles aufgekauft, was der Mann dahatte. Dann habe ich eigenhändig die Kälte damit überdeckt, die jahrelang an diesen Wänden geklebt ist. Seither kommt es mir etwas wärmer vor. Es gibt mir das Gefühl, dass ich ein Stück näher an die Sonne gerückt bin. Wahrscheinlich mache ich mir etwas vor, aber mit der Zeit werde ich ja womöglich noch daran glauben.“
Während sie *H*akiemas Rücken tätschelt, die friedlich den Kopf auf ihren Schenkel gelegt hat, sagt sie: „Waren Sie schon einmal im Palmenhaus?“
„Nein. Wo ist das? Ist das ein Museum?“
„Das Palmenhaus ist im Schlosspark von Schönbrunn. Es ist ein Glashaus für tropische Pflanzen, die keine Kälte und kein Eis vertragen. Vielleicht würde es Ihnen dort gefallen.“
„Ist das ein neuer Bau?“
„Nein. Das Palmenhaus wurde so um 1880 im Auftrag von Kaiser Franz Joseph errichtet. Es besteht aus drei Pavillons, und in jedem herrscht eine andere Temperatur. In einem sind Pflanzen aus dem Mittelmeerraum, in einem tropische und in einem subtropische Pflanzen.“
„Seltsam.“
„Wieso?“
„Wie kann ich diesen Ort nicht kennen? Zumindest sollte ich dort meine Verwandten besuchen.“
„Ihre Verwandten?“
Ich lache, als ich „Ja“ sage.
„Wenn es dort Palmen und tropische Pflanzen gibt, sind dort bestimmt auch die Seelen meiner Vorfahren.“
Sie schaut mich erstaunt an, während ich weiterspreche: „Ich mache nur Spaß, aber irgendwie liegt auch ein Körnchen Wahrheit darin.“
Sie lacht auf: „Was soll ich jetzt glauben?“
„Einige glauben den Anfang der Worte, andere lieber den Schluss.“
„Und was möchten Sie, dass ich glaube?“
„Alles.“

© Tarek Eltayeb

Sie lacht wieder. Ich frage sie über dieses Palmenhaus aus und wie man dorthin gelangen kann. Sie beschreibt mir den Weg. Ich merke, dass sie ein wenig zögert, als würde sie daran zweifeln, dass ich allein hinfinde. Sie fragt mich: „Könnte ich noch ein Glas von diesem köstlichen Getränk haben? Von diesem Karka-Tee?"
Ich bin über die schmeichelnde Bestellung froh, denn ich hatte anfangs den Eindruck – der Spiegel hat mich anscheinend getäuscht –, dass es ihr nicht schmeckt.
„Ich habe gedacht, es ist Ihnen vielleicht zu sauer."
„Im Gegenteil, es schmeckt wunderbar. Es hat ein bisschen zu viel Zucker, aber auf alle Fälle mag ich Süßes. Sie haben gesagt, Sie heißen Hamsa?"
„Das wäre auch ein schöner Name. Aber ich heiße *H*amza, *H*amza. Den ersten Buchstaben, dieses *h,* gibt es in der deutschen Sprache nicht. Wie Sie ihn ausgesprochen haben, bekommt das Wort in meiner Sprache eine andere Bedeutung."
Sie lacht auf ihre bezaubernde Art. „Und was bedeutet Hamsa?"
„Es bedeutet ‚Flüstern'."
Mein Meldezettel liegt in einer Plastikhülle auf dem Tisch vor uns. Als sie ihn bemerkt, fragt sie um Erlaubnis und zieht ihn ganz vorsichtig mit den Fingern aus der Hülle. Sie möchte den Namen lesen. Wie vom Blitz getroffen ruft sie: „Mein Gott!"
Erschrocken springe ich auf und habe keine Ahnung, was geschehen ist. Sie wiederholt ihren Ausruf in einem Ton, den ich nicht einordnen kann. Bedeutet er Freude oder Panik?
„Mein Gott! Ist das möglich?"
„Was denn?"
„Sie haben ja morgen Geburtstag?"
„Ja", sage ich verwirrt und gleichzeitig erleichtert, als hätte ich gerade eine Sünde begangen und diese nun gebeichtet.
„Wie wollen Sie den Tag denn feiern?"
„Feiern? Wozu sollte ich feiern? Ich feiere meinen Geburtstag nie."
Die letzten Worte sage ich mit einer gewissen Strenge, die gar nicht zu ihrer Freude passt. *H*akiema wechselt nun den Platz und kommt zu mir, als wollte sie mich unterstützen. Sie setzt sich auf meinen Schoß und nimmt dieselbe Position wie vorher auf Sandras Schoß ein. Sandra schweigt kurz und sagt dann: „Was sagen Sie denn da? Wir müssen morgen Ihren Geburtstag feiern. Ich habe auch schon eine Idee!"
Ich schaue sie forschend an, um festzustellen, ob sie vielleicht meinen Karkadé nicht vertragen hat.
„Was halten Sie davon: Ich lade Sie zu Ihrem Geburtstag ins Palmenhaus ein?"
Ich nehme diesen Vorschlag sofort an. Sie steht auf und sagt: „Ich hole Sie morgen um zehn Uhr ab, dann können wir gemeinsam hingehen."
Ich gebe ihr keine Antwort, als würden wir einander schon ewig kennen. Ich betrachte ihr Gesicht, das teilweise von den Haarsträhnen verdeckt wird, als sie sich nach *H*akiema bückt. Bevor sie sich verabschiedet, streicht sie der Katze noch einmal über den Rücken. *H*akiema miaut in einem seltsamen Ton, der mich zum Lachen bringt. Es ist nicht klar, ob das eine Verabschiedung sein soll oder ein Versuch, Sandra noch zum Bleiben zu bewegen. Ich hebe *H*akiema hoch, und gemeinsam begleiten wir unseren Gast zur Tür. Es ist für mich nicht erkennbar, was in ihren Augen steht, als sie die Wohnung verlässt. Wie immer bleibe ich an der Türschwelle stehen, bis der Gast nicht mehr zu sehen ist. *H*akiema ist noch auf meinem Arm. Den langen Gang bis zur Treppe entlang winkt uns Sandra zu, und bevor sie verschwindet, ruft sie: „Dann bis morgen!"
Während ich den Klang ihrer Armreifen höre, gehe ich langsam in die Wohnung und lasse mir den außergewöhnlichen Besuch noch einmal durch den Kopf gehen. Ich küsse *H*akiema und drehe mich mit ihr im Kreis herum wie mit einem Kind. Ich bin plötzlich gut gelaunt und habe das Gefühl, dass mich mein Körper für ein paar Augenblicke verlassen möchte, um ungezwungen und befreit zu tanzen. Ich sage zu *H*akiema: „Das haben wir dir und deinem Futter zu verdanken, dass diese bezaubernde Schönheit bei uns war, du schönste Hakiema von Österreich!"
Und dieses Mal spreche ich ihren Namen so aus, wie es Sandra tut.

© Tarek Eltayeb

.. ..
.. ..

.. ..
.. ..

In Begleitung von Sandra und *H*akiema verbringe ich in diesem Haus, dem Palmenhaus, einen der schönsten Tage meines Lebens. Ich bin zum ersten Mal hier, aber es ist, als käme ich schon seit vielen Jahren hierher. Ich gehe ein paar Schritte weiter, drehe mich um, hebe den Kopf und kehre zurück. Sie sagt zu mir: „Gefällt es Ihnen hier, oder sind Sie enttäuscht?"
„Ich finde nicht die richtigen Worte, um mich zu bedanken. Das ist ein wundervolles Geschenk. Wann ist Ihr Geburtstag?"
„Der ist schon vorbei. Ich bin am zweiten Mai 1972 geboren."
Ich schließe die Augen und versinke in Gedanken, nachdem ich *H*akiema hervorgeholt und sie auf Sandras Schoß gesetzt habe. Sandra scheint besorgt, denn sie hält *H*akiema mit beiden Händen fest. Vermutlich hat sie Angst, dass die Katze in Panik geraten könnte. Ich beruhige sie und erkläre ihr, dass *H*akiema nie wegläuft und sicher in unserer Nähe bleiben wird, solange wir außer Haus sind. Sie ist ja selbst zu Hause ständig wie ein kleines Kind um mich herum!
Mit meinen Gedanken entferne ich mich ein Stück von den beiden und mache die Augen wieder zu. Der Geruch von Wärme und die unechten Vogelstimmen versetzen mich an einen fernen Ort, in ein anderes Leben:

Ich gehe durch die Dunkelheit und kann nichts um mich herum erkennen. Ich weiß nicht, wie ich hierher gelangt bin und wohin ich gehe. Der Boden unter meinen Füßen ist kalt und hart wie Asphalt. Ich trage Ledersandalen. Ich ziehe die linke Sandale aus und berühre den Boden sanft mit der Fußsohle. Das muss Eis sein, denn die beißende Kälte trifft mich wie ein elektrischer Schlag. Ich ziehe meine Sandale wieder an. Mein linker Fuß bleibt kalt. Plötzlich stoße ich gegen eine kalte, weiche Wand. Nach ein paar Schritten rückwärts laufe ich gegen eine noch kältere Wand. Mich überkommt das unangenehme Gefühl, in eine Falle geraten zu sein. Ich bleibe stehen und versuche herauszufinden, wo ich bin. Ich höre Wind, und plötzlich fährt mir ein kalter Hauch durch die Glieder, als hätte jemand wo eine Tür oder ein Fenster aufgemacht.
Ich höre das Miauen einer Katze. Diese Töne stimmen mich froh. Das Miauen kommt näher, und ich kann zwei leuchtende Augen in der Dunkelheit erkennen, die auf meine Füße zusteuern. Ein kleiner, weicher Körper umkreist meinen linken Fuß. Ich gehe in die Hocke und berühre freudig ein Fell. Jetzt wird mir wärmer, und die Katze entfernt sich ein Stück von mir und miaut weiter. Als ich ihr folge, befürchte ich, wieder gegen Wände zu stoßen. Mit ausgestreckten Händen taste ich mich vorwärts. Mein Kompass ist das Miauen der Katze. Jedes Mal wenn sie sich umdreht und ich ihre leuchtenden Augen sehe, beschleunige ich meine Schritte. Plötzlich fühlt sich der Boden unter mir wie warmer Sand an. Ich ziehe meine Sandalen aus. Es ist wirklich Sand! Ich klemme mir die Sandalen unter den Arm und folge glücklich der Katze. Ich laufe hinter diesem guten Omen her.
In weiter Ferne taucht am Horizont das Licht der Morgendämmerung auf. In nur wenigen Sekunden ist es Morgen geworden. Ich entdecke die Katze, wie sie vor mir herläuft. Im Vergleich zu diesen beiden großen Augen, die mich in der Dunkelheit begleitet haben, wirkt ihr Körper jetzt sehr klein. Sie hat lange Ohren und sieht aus wie eine Katze aus pharaonischer Zeit. Ein Stück weiter steht ein Mädchen vor der Tür eines Hauses, davor ein Limettenbaum und ein großer glänzender Wasserkrug aus Ton. Ich frage das Mädchen, ob die Katze ihm gehört. Es geht ins Haus. Da die Tür offen steht, folge ich ihm. Ich sehe es nur einen kurzen Augenblick, bevor es im Garten verschwindet. Ich betrete den Garten und bleibe inmitten der Bäume dort stehen, Granatäpfel-, Orangen-, Limetten- und Mangobäume, und es riecht nach Guaven, obwohl ich keine entdecken kann. Da steht eine einzige hoch gewachsene Dattelpalme im Garten. Sie scheint ganz nahe, und ich versuche, zu ihr zu gelangen, kann sie aber nicht erreichen, obwohl ich schon so viele Schritte zurückgelegt habe. Ich rieche den Duft von

© Tarek Eltayeb

Limetten und Jasmin. Von weitem kann ich die hoch in den Himmel ragende Dattelpalme sehen. Ihr zugewandt überquere ich einen kleinen Bach. Ich spüre Wärme und Feuchtigkeit und höre das Gezwitscher von Vögeln in der Morgendämmerung, während die Sonne langsam als tieforange Scheibe aufgeht. Jetzt weiß ich, wohin es geht.

.. ..
.. ..

.. ..
.. ..

Wir machen es uns zur Gewohnheit, uns dreimal in der Woche zu treffen, freitagnachmittags bei mir, samstagnachmittags im Palmenhaus und sonntags in ihrer Wohnung. Ich besuche mit ihr viele mir bis dahin unbekannte Plätze, obwohl diese gar nicht weit von meiner Wohnung entfernt sind und ich schon oft daran vorbeigegangen bin. Wir verzichten endlich auf das „Sie“, das ich schon immer seltsam gefunden habe, und sprechen uns wie normale Menschen an.
Als wir eines Tages wieder einmal im Palmenhaus sind, fragt sie mich: „Du wirkst manchmal abwesend, als wärst du in eine Art Schlummer versunken. Wo bist du dann?“
Da erzähle ich ihr meinen Traum von damals, als wir das erste Mal gemeinsam hier waren, den Traum von der Dunkelheit, der Katze, dem Haus, dem Mädchen, dem Garten und der Sonne.
Sie meint: „Deine Träume klingen interessant. Wenn du immer so angenehme Träume hast, nimm mich doch einmal mit. Ich würde auch gern sehen, was du siehst. Oder du kommst ganz schnell wieder zurück, damit du mir erzählen kannst, was du geträumt hast.“

Und ich tauche tatsächlich in einen herrlichen Wachtraum ein. Dieses Mal aber versinke ich in ihren großen Augen und gelange in eine Welt von Farben und Sonne. Sie umfasst meine heiße linke Hand mit ihren beiden Händen. Ich weiß nicht, ob ich wach bin oder träume. Mein Herz beginnt schneller zu schlagen, *H*akiema an meiner Brust, meine Hand in Sandras Händen. Ich sage zu ihr: „Siehst du dasselbe wie ich?“
Sie lächelt auf ihre bezaubernde Art und verfällt in das Schweigen, das ich so an ihr liebe. Nach einer Weile sagt sie: „Wenn du träumst, entspannt sich dein Gesicht und wird viel sanfter. Dann schaust du fast wie ein Engel aus. In solchen Momenten kann ich mir gut vorstellen, wie du als Kind ausgesehen hast. Ich würde dich gerne immer so sehen.“
Sie drückt mir einen ihrer flüchtigen Küsse auf die Wange, aber diesmal kommt sie ganz nah an meine Lippen. Ich lächle und spüre noch lange den sanften Druck ihrer Lippen neben meinem Mundwinkel. Sie sagt: „Erlaubst du mir, dir etwas zu schenken?“
„Du hast mir schon so viel geschenkt. Ich kann es nicht ablehnen, aber revanchieren kann ich mich auch nicht.“
Sie legt den Zeigefinger auf meine Lippen. „Sag das nicht. Es ist nur eine Kleinigkeit.“
Während sie ihre Handtasche aufmacht, erklärt sie mir, dass sie mir eine Jahreskarte für das Palmenhaus gekauft hat und diese viel billiger war, als ich vielleicht denke. Ich würde sie überglücklich machen, wenn ich ihr Geschenk annehme. Sie würde mich und *H*akiema gerne froh sehen. Wenn ich die Karte nicht akzeptiere, würde eben *H*akiema sie bekommen, die sie vom ersten Tag an geliebt habe. Sandra schaut mich lange ohne ein weiteres Wort an. Sie hält mir die Karte mit ausgestreckter Hand hin, Widerspruch ist nicht möglich. Am liebsten würde ich ihr einen leidenschaftlichen Kuss geben, aber ich halte mich gerade noch zurück, aus Angst, dieses wunderbare Geschenk kaputtzumachen. In diesem Moment genügt ihr Blick, um mich verstummen zu lassen. Sie ist rot geworden, und ich spüre einen wohligen Schauer über meinen Körper laufen. Ich erinnere mich jetzt wieder an unseren zweiten Besuch im Palmenhaus, als sie sich für ein paar Minuten entschuldigt hat und dann mit dem Ausdruck sanfter Freude auf ihrem leicht erröteten Gesicht zurückgekehrt ist. Damals muss sie diese Karte gekauft haben! Lange schaue ich ihr in die Augen. Es ist, als würde ich in einem Buch lesen oder ein wunderbares Bild betrachten. Langsam wandern meine Augen von ihrem Gesicht

© Tarek Eltayeb

zu der Palme uns gegenüber, der einzigen in diesem Haus, und von dort zu *H*akiema, die auf Sandras Schoß sitzt. Und Sandra lässt ihren Blick über *H*akiema, über die Palme und schließlich zu mir gleiten.

Ich habe schon seit ewigen Zeiten dieses für immer verloren geglaubte Gefühl nicht mehr gespürt, das Gefühl, für ein paar Augenblicke die Zeit zu hüten, die vor einem ist. Seit langer, langer Zeit habe ich Familie und Wärme nicht mehr gespürt, und keine zärtlichen Augen, die lieben.

---

1 Malvenblütentee, ein beliebtes Getränk im Sudan und in Ägypten.

© Tarek Eltayeb